

Zeitschrift: Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich
Herausgeber: Antiquarische Gesellschaft in Zürich
Band: 66 (1999)

Artikel: Der grosse Streit : wie das Landesmuseum nach Zürich kam
Autor: Sturzenegger, Tommy
Kapitel: 1: Einleitung
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-379006>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

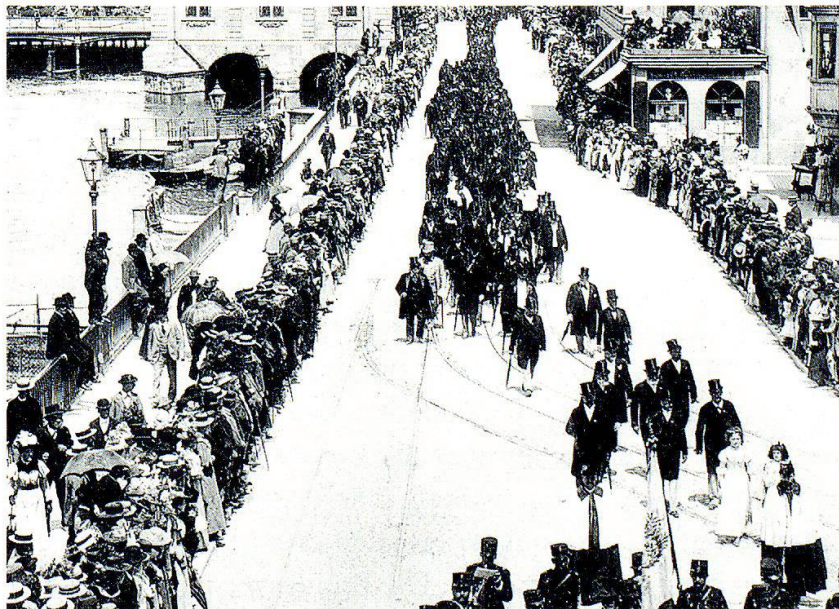
Download PDF: 29.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

1. Einleitung

1.1. Hundert Jahre Schweizerisches Landesmuseum in Zürich

Am 25. Juni 1898 wurde in Zürich das Schweizerische Landesmuseum an der Platzpromenade in einem feierlichen Akt eröffnet und der Eidgenossenschaft übergeben. Zuvor war der Eröffnungstermin mehrmals verschoben worden, weil sich die über fünfjährigen Bauarbeiten immer wieder verzögerten. Doch, «welchen Unterschied machen schliesslich sechs Monate oder selbst ein Jahr in dem Leben eines auf alle Zeiten berechneten Museums»¹, kommentierte der Zürcher Stadtrat die Verspätung. Bei Fertigstellung des Werks sollte dafür das letzte Juniwochenende des Jahres 1898 eines der pompösesten Feste sehen, die je in Zürich gegeben wurden. Bei strahlendem Sonnenschein und herrlichen Temperaturen rollten bereits am Freitag die Extrazüge aus Bern ein und brachten eine illustre Schar hochrangiger Ehrengäste aus der ganzen Schweiz und aus dem nahen Ausland. Der Bundesrat erschien vollzählig. Am Abend lud die Stadt zu Festvorstellungen ins Stadttheater und in die Tonhalle. Zu Ehren des Bundesrats veranstalteten die Studenten beider Hochschulen in der Nacht einen Fackelumzug durch die Innenstadt. Am Samstagmorgen dann wurde das

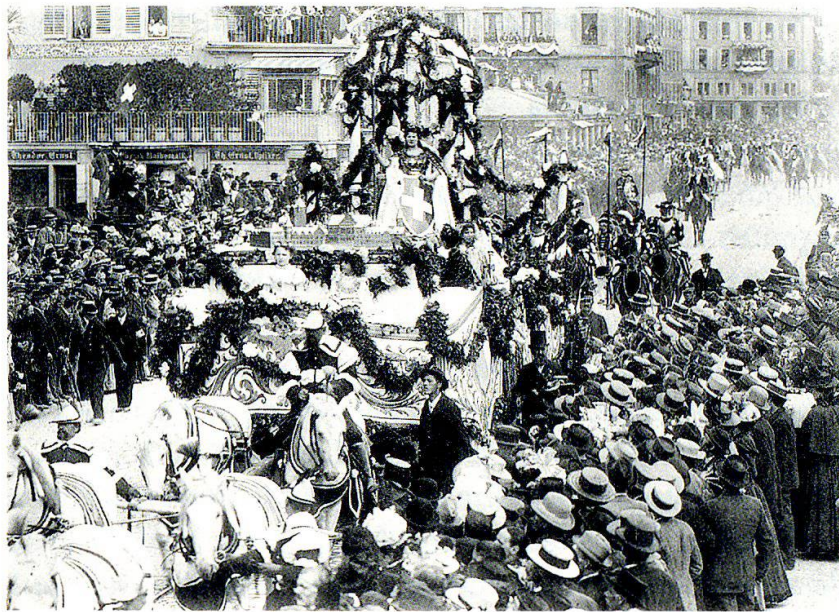


Der Bundesrat an der Spitze des grossen Umzugs. Fotografie aus dem «Album zur Erinnerung an die Eröffnungsfeier des Schweizerischen Landesmuseums in Zürich».

Landesmuseum der Schweiz offiziell übergeben. Es folgte eine umfassende Führung für die Ehrengäste. Am Nachmittag stand ein Volksfest auf dem Programm: Fast der ganze Kanton und viele Gäste aus anderen Gegenden waren auf den Beinen und säumten Zürichs Strassen. Die Zünfte veranstalteten den «grossartigen Festzug der Schweizer Volkstrachten». Eine Dampfschiffahrt und ein exklusiver Ball rundeten den Tag ab. Den ganzen Sonntag über war das Landesmuseum für die Bevölkerung gratis zugänglich. Am Nachmittag wurde am sogenannten Waldfest im Dolderpark weitergefeiert².

Diese übertriebene Festlichkeit mutet schon beinahe suspekt an. Sie sollte wohl auch die Querelen der vorangehenden Zeit vergessen machen. Fast auf den Tag genau sieben Jahre zuvor, am 18. Juni 1891, hatte der Nationalrat das Landesmuseum Zürich zugesprochen und damit eine parlamentarische Krise zu Ende gebracht, die beinahe das eidgenössische Zweikammersystem aus den Fugen gehoben hätte. Beworben um das eidgenössische Institut hatten sich neben der Limmatstadt auch Luzern, Basel und Bern. Genf schied kurz nach seiner Anmeldung wieder aus. Um die Ehre, das Landesmuseum beheimaten zu dürfen, entbrannte ein kaum vorstellbares Gezänk zwischen den vier Städten. Dieser Streit spielte sich für die Öffentlichkeit in der Presse ab. Aus diesem Grund stützt sich die vorliegende Arbeit, im Unterschied zu Robert Durrers Biographie Heinrich Angsts, vor allem auf Zeitungsartikel. Mit ihrem Streit untereinander arbeiteten die «edlen Wettstreiter» den konservativen, föderalistischen Kräften im Land unfreiwillig in die Hände. Die Angst vor dem alles verschlingenden eidgenössischen Supermuseum wurde vor allem von Seiten der kantonalen Sammlungen geschürt. Dort war man besorgt, weil ein Nationalmuseum im Prinzip ja die Schätze aus dem ganzen Land einsammeln musste, was – so befürchtete man – der Plünderung der Kantone gleichkommen würde.

Die nimmermüden Protagonisten der sich bewerbenden Städte hatten kein leichtes Spiel und sahen sich in einen erbarmungslosen Dreifrontenkrieg verwickelt. Zunächst mussten sie ihren Heimatstädten und privaten Spendern eine Unmenge Geld abringen und ihnen plausibel erklären, von welchem elementarem Nutzen das Werk für die eigene Stadt sein würde. Zweitens musste man sich zusammen mit den Mitbewerbern auf eidgenössischer Ebene für die Idee des Landesmuseums an sich stark machen und die konservativen Kantone überstimmen, die kein nationales Museum wollten. Und drittens galt es – da ja nur eine Stadt gewinnen konnte –, die konkurrierenden drei Mitbewerber bei jeder erdenklichen Gelegenheit zu diffamieren. Die Bundesversammlung, die unglücklicherweise in getrennter und geheimer Abstimmung den Sitz der neuen Anstalt vergeben musste, geriet in das vorprogrammierte Dilemma. Die beiden Räte wurden sich nicht einig. Während der Ständerat Zürich als Sitz des Landes-



Der «Prachtswagen» mit Helvetia am grossen Umzug zur Einweihung des Landesmuseums. Fotografie aus dem «Album zur Erinnerung an die Eröffnungsfeier des Schweizerischen Landesmuseums in Zürich».

museums favorisierte, beharrte der Nationalrat auf Bern. Stimmen wurden laut, das endlose Hin und Her zwischen den Räten habe System und ziele darauf ab, das «ganze schöne Werk» zum Scheitern zu bringen. Eineinhalb Jahre lang dauerte das Seilziehen. Dann endlich erbarmte sich eine Mehrheit im Nationalrat und schloss sich der Meinung des Ständerats an, womit Zürich als Sitz des Landesmuseums erkoren war.

Die Idee für ein Landes- oder, wie es im Ausland genannt wird, ein Nationalmuseum entspricht durchaus dem Zeitgeist des ausgehenden 19. Jahrhunderts. Die nationalen Museen schossen in Europa wie Pilze aus dem Boden. Neben dem pragmatischen Ansatz, dass die Kunstgüter der Ahnen, die sogenannten Altertümer, dem Handwerk und der Massenfabrikation als Inspiration und Anleitung dienen sollten, spiegeln diese Museen vor allem das Selbstverständnis und Erbgut der noch jungen Nationalstaaten wider. Ein staatlicher Schutz von Kunstgütern aus der Vorzeit war notwendig geworden, weil sich gutbetuchte Bürger, ganz der Mode der Zeit entsprechend, einen Sport daraus machten, Altertümer zu sammeln. Grossindustriellen bot sich in ihrem fanatischen Sammeltrieb praktisch die einzige Möglichkeit, innerhalb des auf Bescheidenheit und Sparsamkeit getrimmten bürgerlichen Lebensideals ihr Geld loszuwerden, sich mit der Schaffung von teils gigantischen Sammlungen vom durchschnittlichen Bürgerlichen abzuheben und dafür erst noch Lob und Anerkennung zu ernten. Ganze Landstriche, Klöster, Burgen und Schlösser wurden

leergefegt. Gewiefte Händler verscherbelten Kunstgüter auch ohne Hemmungen ins Ausland. Auf diese Weise ging wertvolles Kulturgut verloren. 1880 versuchte der Zürcher Professor für Kunstgeschichte und Nationalrat Salomon Vögelin, dieser Schindluderei mit den Werken der Ahnen mit einer Eingabe an den Bundesrat Einhalt zu gebieten. Der Bund sollte kantonalen Sammlungen unter die Arme greifen, damit diese beim Erwerb von für ihre Region wichtigen Objekten gegen die Spekulanten aus dem Ausland bestehen könnten. Er kam damit nicht durch.

Im Rahmen der Landesausstellung von 1883 in Zürich wurde Vögelins Ideen neues Leben eingehaucht. Auf Initiative der «Gruppe 38», die unter Vögelins Leitung stand, faktisch aber von dessen Freund, dem Zürcher Seidenkaufmann und englischen Honorarkonsul Heinrich Angst geführt wurde, entstand der Pavillon «Alte Kunst». In ihm zeigte eine Reihe renommierter Sammler zusammen mit einigen öffentlichen Sammlungen die Schönheit des Kunsthandwerks der Vorfahren. Ob soviel Pracht und Wunder waren das Publikum und vor allem die Herren National- und Ständeräte zutiefst ergriffen. Vögelin nutzte die Gunst der Stunde und hielt am 9. Juni 1883 seine eindringliche Rede im Nationalrat, die oft als Anfang der Geschichte des Landesmuseums bezeichnet wird. Im Dezember 1884 beschlossen die Räte, einen Fonds zu schaffen, mit dessen Hilfe dem Ausverkauf des heimischen Kulturguts Einhalt geboten werden sollte. Eine eidgenössische Kommission sollte den Fonds verwalten. Bis dahin wurde die Grundsatzfrage der Errichtung eines nationalen Museums geschickt umschifft und deren Beantwortung auf einen späteren Zeitpunkt angesetzt. Damit liessen sich die Föderalisten und die kantonalen Sammlungen in Zaum halten, die bereits mit der Mobilmachung gegen das neue Institut gedroht hatten.

In den folgenden Jahren zeichnete es sich immer mehr ab, dass die nun einsetzende Sammlungstätigkeit des Bundes früher oder später zur Errichtung eines eigenen Nationalmuseums führen würde. Mit einem Artikel in der «Neuen Zürcher Zeitung», «Zürich und das Schweizerische Nationalmuseum», brachte Heinrich Angst am 24. Februar 1888 den Stein endgültig ins Rollen. Erstmals war darin von Zürich als Standort die Rede, noch bevor die Einrichtung des Museums überhaupt beschlossen worden war. Bis anhin hatte als selbstverständlich gegolten, dass ein allfälliges Nationalmuseum in Bern zu liegen käme. Der Artikel schlug wie eine Bombe ein. Knapp zwei Wochen später bewarb sich Genf um den Sitz, kurz danach Basel, einen Monat darauf Bern. Im Juni folgten Zürich und Luzern. Nun war politischer Handlungsbedarf entstanden. Und schon im Juni 1890 war das Landesmuseumsgesetz verabschiedet. Darin war der Beschluss verankert, ein Landesmuseum zu bauen – über den Standort jedoch sollten die Räte entscheiden.

Die vorliegende Arbeit setzt zu dem Zeitpunkt ein, als sich die vier Städte um das Museum bewarben. Die untersuchte Zeitspanne umfasst also grob gesagt die dreieinhalb Jahre von 1888 bis im Juni 1891. In meiner Arbeit versuche ich zu zeigen, wieso das Landesmuseum nach Zürich und nicht etwa nach Basel kam. Warum hatte Zürich in diesem Streit die besseren Karten? Was machten die anderen drei Städte falsch, welche Kapitalfehler wurden ihnen zum Verhängnis? Welche Argumente waren entscheidend, wie sah die schlagende Strategie aus? Dabei kann vorweg genommen werden, dass die vier Städte, anfangs noch unbewusst, später bewusst, je eigene Strategien verfolgten. Luzern hauierte damit, dass ein Nationalmuseum dahin gehöre, wo die Eidgenossenschaft aus der Taufe gehoben wurde, ins Herzen der Schweiz. Basel wählte die etwas unglückliche Rolle des trotz seiner intellektuellen Verdienste ungerecht behandelten Aschenputtels der Nation, das nach Gerechtigkeit dürstet. Berns Hauptargument war zugleich sein Stolperstein. Es pochte auf seinen Status als Bundeshauptstadt, doch gerade aus diesem Umstand erwuchs ihm die grösste Gegnerschaft. Zürich aber fand das Ei des Kolumbus: Die Verbindung zum Polytechnikum. Das Landesmuseum, so wurde argumentiert, gehöre dahin, wo es am «gewinnbringendsten» eingesetzt werden könne. Ein ganz neuer und vor allem pragmatischer Ansatz, fern jeglicher verklärter Vorstellungen und Ideale, typisch für die Wirtschaftsmetropole Zürich.

Die Entwicklung dieser Strategien war natürlich ein dynamischer Vorgang, der laufend am Publikum, also in der Presse, getestet wurde, bis sich das schlagende Argument herauskristallisierte. So gesehen war das Ringen um den Standort des Landesmuseums eine der ersten grossen PR-Aktionen in der Schweiz. Vor allem der Kopf des Zürcher Initiativkomitees, Heinrich Angst, verstand es meisterhaft, für seine Stadt ein positives Image aufzubauen und für schlagkräftige Argumente zu sorgen. Sein Timing, seine bissigen Attacken und geschickten Eingriffe ins Geschehen liessen Basel, Bern und Luzern des öfteren wie Waisenknaben aussehen. Vor allem in Luzern ging man offenbar nach dem Motto «Mitmachen ist wichtiger als siegen». Die Enttäuschung über das frühe Ausscheiden in den Räten hielt sich dort denn auch in Grenzen, man schien eher erleichtert, kein so grosses finanzielles Engagement eingehen zu müssen. Ganz anders in Basel. Staatsarchivar Rudolf Wackernagel, ein eifriger Befürworter des Landesmuseums, wechselte nach dem Aus für seine Stadt keck die Seite und trat fortan als dessen vielleicht erbittertster Feind auf. Seine Anti-museums-Petition lehrte die Zürcher, trotz gezwungen lapidaren Kommentaren, durchaus nochmals das Fürchten.

Und dann waren da noch die diversen Kuhhändler, die echten und die erfundenen. Würden die konservativen Freiburger bei der Abstimmung für Bern

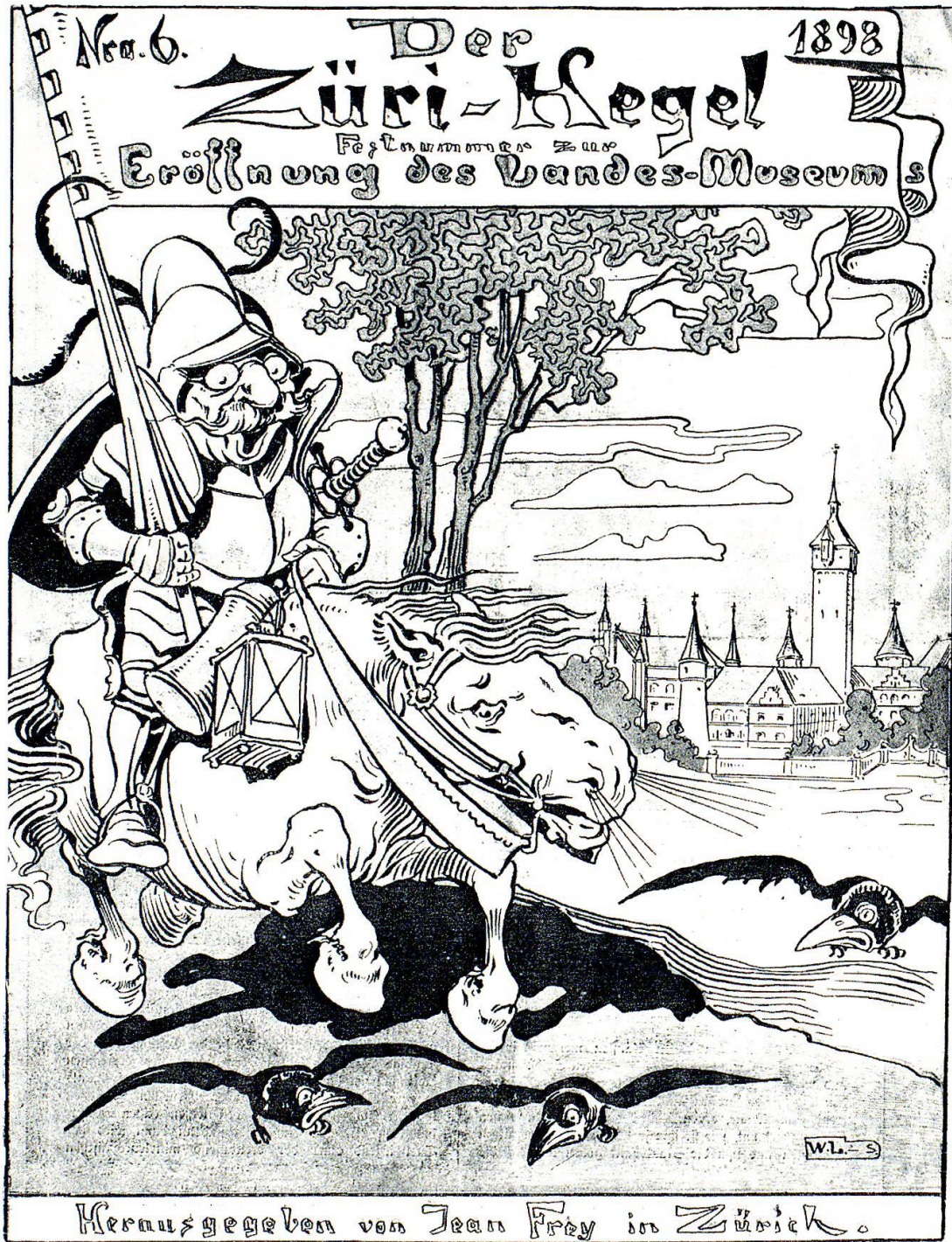
stimmen, weil Bern den Freiburger Nationalrat Python stützte? Dieser musste sich im Nationalrat einer Vertrauensabstimmung stellen, nachdem Gerüchte über bestechungsähnliche Saufgelage im Wahlkampf die Runde machten. Würden sich die Zürcher Katholiken tatsächlich bei ihren ultramontanen Brüdern in der Innerschweiz für Zürich einsetzen, nachdem ihnen die Stadt die Mittel für einen Kirchenbau zur Verfügung gestellt hatte? Waren die Kantone an der Simplonlinie, in der Hoffnung auf ein Wirtschaftswunder, blind in ihrer Treue zu Bern? Und würde schliesslich Bern mit Zürich zugunsten des Ankaufs der Zentralbahn-Aktien im Tausch gegen das Museum einen Handel eingehen? Wurden Projekte für andere nationale Institutionen bloss erfunden, um die Mitstreiter mit Luftschlössern zu beschäftigen, indes Zürich sein Museum einheimste? Schliesslich fragte man sich auch, ob Bern und Basel von höchster Stelle gekauft und durch die Vergabe von grosszügigen Bundessubventionen an das Betriebsbudget ihrer kantonalen Museen zum Verzicht gebracht wurden. In meiner Arbeit versuche ich, diese und weitere zum Teil recht spannende Fragen zu beantworten. Und die Summe dieser Antworten gibt schliesslich Auskunft darüber, wie das Landesmuseum nach Zürich kam.

1.2. Vorgehensweise

Die vorliegende Untersuchung stützt sich zur Hauptsache auf Zeitungsartikel. Diese sind die verlässlichsten Quellen, da der eigentliche Streit ein öffentlicher war und somit vor allem in der Presse ausgetragen wurde. Im übrigen wurde bis heute zum Thema noch nichts in Buchform publiziert. Daneben existiert ein relativ überschaubarer Corpus an Reden, Gesetzen, Flugblättern, Bittschreiben, Motionen und Vorstössen. Die Sitzungsprotokolle aus den kantonalen Räten erwiesen sich als wenig ergiebig; man fühlte sich in den politischen Gremien offenbar zu einer gewissen «Political Correctness» verpflichtet. Dazu kommt, dass relevante Entscheidungen aus den Sitzungen so oder so in den Zeitungen behandelt wurden. Die Zeitungslandschaft war vor hundert Jahren ausserordentlich vielfältig. Jede Ortschaft hatte mindestens eine Zeitung, die wenigstens dreimal wöchentlich erschien.

Idealerweise hätte aus jeder sich bewerbenden Stadt eine radikale, liberale, demokratische, konservative und sozialistische Zeitung unter die Lupe genommen werden müssen. Dieser methodologisch korrekte Ansatz der Quellenerfassung erwies sich indes schon bald als nicht realisierbar. Nicht alle diese Zeitungen sind erhalten, und vor allem würde die daraus resultierende Suchar-

beit den Rahmen einer Lizentiatsarbeit sprengen. Ausserdem zeichnete es sich nach der Durchsicht der wichtigsten Tageszeitungen Zürichs, Berns, Basels und Luzerns ab, dass der Streit in einem relativ engen Kreis von vielleicht 20 grossen Zeitungen umfassend behandelt wurde. Diese zitierten sich mit Vorliebe gegenseitig, wie es dem journalistischen Stil der Zeit entsprach. Kleinere Blätter, wie etwa die traditionsreiche Richterswiler «Grenzpost», gingen auf den Sitzstreit praktisch nicht ein und widmeten dem Landesmuseum generell wenig Aufmerksamkeit. Ein weiterer gewichtiger Faktor bei der Auswahl der untersuchten Zeitungen war deren Verfügbarkeit. Gerade die Zürcher Zentralbibliothek bietet für den behandelten Zeitraum nur ein sehr kleines Spektrum an Zeitungen. Nicht etwa weil die Blätter nicht vorhanden wären, sondern weil sie offenbar in einem riesigen Chaos von Schachteln und losen Ausgaben vor sich hinmodern. Das ist schade. Wenn auch klar ist, dass nicht jede Bibliothek jede Zeitung über Hunderte von Jahren archivieren kann. Mit diesem Problem kämpft selbst die Landesbibliothek. Hier fehlen viele kleinere Zeitungen und bei den grossen vereinzelte Jahrgänge, was die Arbeit nicht gerade erleichtert. Bedauerlich ist, dass viele Zeitungen gänzlich verschwunden sind. Nicht einmal mehr die Verlage, die sie noch immer oder unter neuem Namen herausbringen, kümmern sich um ihr Archiv. Als löbliche Ausnahme sei hier die «Neue Zürcher Zeitung» erwähnt, deren hauseigenes Archiv seinesgleichen sucht. Die Zeitungskultur vor hundert Jahren zeichnet sich nicht nur durch einen unglaublichen Reichtum an Produkten aus, sondern verblüfft den heutigen Leser durch eine erfrischende Kampf- und Konkurrenzlust. Kontroverse Artikel wurden postwendend von der Konkurrenz aufgegriffen, diskutiert und mit einer eigenen Stellungnahme quittiert; und das Prozedere konnte sich mehrmals wiederholen. Unter diesen Gesichtspunkten entwickelte das Auswahlverfahren für die zu untersuchenden Zeitungen eine gewisse Eigendynamik.



Heinrich Angst, mit Antiquitäten beladen, als Kämpfer für das Museum. Karikatur im «Züri-Hegel» Nr. 6., Juni 1898, Festnummer zur Eröffnung des Landesmuseums.

Zur Bewältigung der trotz der erwähnten Lücken beträchtlichen Zahl von Zeitungen waren gewisse Auswahlkriterien unerlässlich. Da die Zeitungen an sieben Tagen teilweise morgens, mittags und abends erschienen, und auch noch mit Beilagen versehen waren, galt es, Tausende Seiten durchzublättern, um die Titel der Artikel zu überfliegen. Mindestens zwei Drittel der Artikel, die das Nationalmuseum zum Inhalt hatten, waren nicht mehr als Notizen zu den Ereignissen, Kurznachrichten halt, die abgesehen von einigen zufällig gefundenen bissigen Nebensätzen kaum von Interesse waren. So ergab sich schon bald eine Beschränkung auf jene Artikel, in denen die Verfasser pointiert Stellung bezogen und die deshalb jeweils an prominenter Stelle, auf der Frontseite der Zeitung oder in den Beilagen, erschienen. Nachdem ich über einen Corpus von etwa zehn Zeitungen und damit über rund vierhundert wichtige Artikel verfügte, erstellte ich ein Diagramm der Häufigkeiten der Artikel. Das Thema war zwar tendenziell jeweils vor einer Debatte oder anstehenden Bekanntmachung am aktuellsten, aber nicht nur dann. Häufig brachte auch eine irgendwo gehaltene Rede den Blätterwald unabhängig von politischen Vorgängen zum Rauschen. Daneben gab es immer wieder wichtige Ereignisse, wie der Tessiner Handel von 1890, die Verstaatlichung der Bahnen oder die Spionageaffäre Wohlgemuth, die weniger spektakuläre Themen – und zu einem solchen wurde das Landesmuseum mit der Zeit – während Wochen aus den Zeitungen verdrängten.

1.3. Die untersuchten Zeitungen auf einen Blick

Zürich

Liberal-freisinnig

NEUE ZÜRCHER ZEITUNG. Neue Zürcher Zeitung und Schweizerisches Handelsblatt, Zürich, ab 1821.

Freisinnig-demokratisch

ZÜRCHER POST. Handelszeitung und Züricher Tagblatt, Zürich 1879–1936.

LANDBOTE, DER. Der Landbote und Tagblatt der Stadt Winterthur, Winterthur, ab 1836.

GRENZPOST FÜR DEN ZÜRICHSEE UND DEN KANTON SCHWYZ. Offizielles Organ der Gemeinde Richterswil und Publikationsmittel der obern Zürichseegegend, Richterswil, ab 1869.

Unabhängig

NEBELSPALTER. Illustriertes humoristisch-satyrisches Wochenblatt, Zürich, ab 1875.

ZÜRI-HEGEL, DER. Illustriertes Witzblatt, Zürich, ab 1887.

Sozialistisch

NEUE POSTILLION, DER. Humoristisch-satyrisches Monatsblatt der schweizerischen Arbeiterschaft, Zürich, ab 1895.

Die «Neue Zürcher Zeitung» ist in dieser Arbeit klar am stärksten vertreten. Dazu beigetragen hat der Umstand, dass diese Zeitung über ein einzigartiges Archiv verfügt. Dazu kommt die Tatsache, dass die vorliegende Untersuchung ihr Schwergewicht auf den Zürcher Gesichtspunkt legt. Die «NZZ» ist das eigentliche Sprachrohr des Zürcher Initiativkomitees in Sachen Landesmuseum und damit sicher die wichtigste Quelle für diese Arbeit. Die «Neue Zürcher Zeitung» besteht seit 1821. In der Zeitspanne von 1888 bis 1891 erschien sie Werktags zweimal, Sonntags einmal, dafür mit Feuilleton. Ihre politische Ausrichtung hat sich kaum verändert, sie ist freisinnig-liberal. Die zweite wichtige Zürcher Tageszeitung zur untersuchten Zeit war die demokratische «Zürcher Post», herausgegeben von Theodor Curti und Reinhold Rüegg. Sie existierte zwischen 1879 und 1936. Auch sie erschien mit zwei Nummern täglich. 1936 fusionierte sie mit dem Winterthurer «Landboten», der dritten grossen Tageszeitung im Kanton Zürich, die hier untersucht wird. Er war bereits 1836 aus dem Vorgängerblatt «Der wandernde Heiri aus'm Tösstal» hervorgegangen.

Auf dem Land war das Landesmuseum kaum ein Thema. In der Richterswiler «Grenzpost» erschien von 1888 bis 1891 kein einziger Artikel zum Thema. Die wichtigsten Ereignisse wurden lediglich in Kurzmeldungen abgehandelt. Dies gilt auch für den Sieg Zürichs in den eidgenössischen Räten. Die zürcherische Zeitungslandschaft jener Zeit wurde durch mehrere sogenannte «humoristisch-satyrische Zeitschriften» bereichert, die sich grosser Beliebtheit erfreuten. Die in ihnen erschienenen Karikaturen und Gedichte sollen die vorliegende Arbeit auflockern und ergänzen. Dabei sollte nicht vergessen werden, dass diese eine enorme politische Aussagekraft besitzen. Ihre Deutung wäre ein Thema für sich. Das beliebteste Satireblatt war der «Nebelspalter», der ab 1875 erschien. Er nannte sich unabhängig, war in der Landesmuseumsfrage aber klar für seine Heimatstadt voreingenommen. Genüsslich lästerte er über das «eidgenössische Theater», das in Bern veranstaltet werde. Ab 1887 kam der «Züri-Hegel» dazu. Auch dieses «Illustrierte Witzblatt» sparte nicht mit Kritik, was die Handhabung des Geschäfts in Bern anging. Etwas später, ab 1895, erschien das sozialistische Monatsblatt «Der Neue Postillion». Er wurde von der schwei-

zerischen Arbeiterschaft herausgegeben. Zur Eröffnung des Landesmuseums erschien 1898 eine Sondernummer.

Bern

Freisinnig-demokratisch

BUND, Der. Eidgenössisches Centralblatt, Bern, ab 1850.

BERNER ZEITUNG. Intelligenzblatt der Stadt Bern, Bern 1885–1894.

Konservativ

BERNER TAGBLATT. Unabhängige Tageszeitung der Bundesstadt, Bern, ab 1888.

BERNER VOLKSZEITUNG. Buchsi-Zeitung, Herzogenbuchsee, ab 1858.

Anders als in Zürich, wo in den untersuchten Jahren ein relativer politischer Friede herrschte, tobte in Bern ein Machtkampf zwischen Konservativen und den sich an der Macht befindlichen fortschrittlichen Demokraten. Die letzteren, in Bern «Radikale» genannt, kämpften mit allen Mitteln für ein Landesmuseum in der Stadt Bern. Ihre Maxime war der Fortschritt und das Wachstum der Bundeshauptstadt, ganz nach dem Vorbild grosser europäischer Metropolen. Das Sprachrohr der Radikalen war dabei der 1850 entstandene «Bund». Er erschien täglich zweimal und nahm leidenschaftlich Stellung für ein Museum. Auf Standortdiskussionen liess er sich kaum ein. Bern wurde als quasi einzige Möglichkeit angesehen. Unterstützt wurde der «Bund» in der Berner Presselandschaft von der «Berner Zeitung». Dieses seit 1885 bestehende Blatt war aus der Fusion von «Berner Post» und «Tagblatt der Stadt Bern» hervorgegangen. Sozusagen auf der Gegenseite standen das gemässigt-konservative «Berner Tagblatt» und die extreme «Volkszeitung». Das «Tagblatt» war das Organ der Konservativen Partei Berns und die «Volkszeitung» dasjenige der ländlichen Berner Volkspartei. Die Volkspartei mit Zentrum in Herzogenbuchsee wurde geführt von Gross- und Nationalrat Ulrich Dürrenmatt, dem Herausgeber und eifrigen Redaktor der «Volkszeitung». Den Konservativen schien das Landesmuseum zu teuer und zudem «uneidgenössisch», da es den föderalistischen Grundsätzen der Schweiz zuwiderlaufe. Der gehässigen Debatte zwischen Liberalen und Konservativen lagen die vorangehenden Wahlen zugrunde. Dabei hatten die Radikalen die Konservativen mit absoluter Gründlichkeit aus der stadtbernischen Politik verbannt. Anders als in Zürich, wo die Bevölkerung recht geschlossen hinter einem neuen Museum stand, sahen sich die Initianten des Berner Museums in endlose und kräfteaubende Diskussionen verstrickt.

Basel

Freisinnig-demokratisch

BASLER NACHRICHTEN. Aus der Schweiz und für die Schweiz. Intelligenzblatt der Stadt Basel, Basel, ab 1856.

NATIONALZEITUNG. Schweizer Volksfreund. Anzeigebblatt der Stadt Basel, Basel, ab 1888.

Ähnlich wie in Zürich, war man sich auch in Basel politisch weitgehend einig. Die beiden wichtigsten Zeitungen waren beide freisinnig-demokratisch orientiert. Die «Basler Nachrichten» erschienen ab 1856 und griffen das Thema Landesmuseum klar häufiger auf als die «Nationalzeitung». Auch nachdem Basel in den Räten chancenlos ausgeschieden war, wurde die vom Basler Staatsarchivar Dr. Rudolf Wackernagel initiierte «Antimuseums-Petition» von den «Basler Nachrichten» heftig verteidigt. Die «Nationalzeitung» erschien erstmals 1888 und war aus dem «Schweizer Volksfreund» hervorgegangen.

Luzern, Zentralschweiz

Katholisch-konservativ

VATERLAND. Konservatives Zentralorgan für die deutsche Schweiz, Tagesanzeiger für Luzern und die Mittelschweiz, Luzern, ab 1871.

SCHWYZER ZEITUNG. Zeitschrift für Religion, Freiheit und Recht, Schwyz, ab 1872.

Obwohl diese beiden grösseren Zentralschweizer Zeitungen politisch gleich ausgerichtet waren, engagierte sich das «Vaterland» als Luzerner Hauszeitung ungleich stärker für ein Museum in Luzern als die «Schwyzer Zeitung». Allein schon diese Tatsache zeigt auf, dass die Zentralschweizer Museumspläne auf wackligen Füßen standen. Grosse Leidenschaft kam hier weder in der Presse noch bei den Initianten auf. Die «Schwyzer Zeitung», die das Weltgeschehen so oder so aus einem rein katholischen Blickwinkel betrachtete, freute sich vor allem darüber, dass das Museum in einen katholischen Kanton kommen sollte. Als es aber in Luzern scheiterte, engagierte man sich mit ebenso mässigem Eifer für Zürich. Immerhin stellten sich beide Zeitungen nicht a priori gegen ein Landesmuseum, nachdem die Sache in Luzern gescheitert war. Der Gedanke, mit dem nationalen Museum den Vorfahren «eine würdige Gedenkstätte» zu errichten, scheint hier im Herzen der Schweiz dem föderalistischen Credo übergeordnet gewesen zu sein.

Andere

Liberal

GAZETTE DE LAUSANNE. Lausanne, ab 1804.

JOURNAL DE GENÈVE. Genf, ab 1826.

Konservativ

BÜNDNER TAGBLATT. Tagblatt für den Kanton Graubünden, Chur 1853–1894.

Die welschen Zeitungen «Gazette de Lausanne» und «Journal de Genève» wurden nicht systematisch durchsucht. Ebenso wenig Zeitungen aus dem Tessin, der Ostschweiz oder des Wallis. Zitiert wurden die oben genannten welschen Zeitungen aber vermehrt in Zürcher und Berner Blättern. Und zwar immer dann, wenn eine der beiden welschen Zeitungen gezielt den entsprechenden Gegner angegriffen oder die eigene Stadt unterstützt hatte. Das konservative «Bündner Tagblatt» mit seinem leidenschaftlichen Redaktor Peter Conradin von Planta, dem Gründer des Rätischen Museums, trat vehement und konsequent gegen ein Landesmuseum ein.

1.4. Überblick über die Literatur

Der Streit um das Landesmuseum ist in der Literatur nur wenig behandelt worden. Anlässlich der Eröffnung des Landesmuseums 1898 veröffentlichte sein erster Direktor, Heinrich Angst, seine Version der Gründungsgeschichte. Noch immer kommt man an dieser Publikation nicht vorbei. Angst ist der einzige involvierte Zeitgenosse, der die Ereignisse recht präzise wiedergegeben hat. Praktisch sämtliche nachfolgenden Arbeiten bauten auf seiner Darstellung auf. Angst schrieb eine sehr ausführliche und bemerkenswert nüchtern gehaltene Geschichte seines Kampfes. Sein Biograph Robert Durrer ergänzte diese Ausführungen durch viele Zitate aus den Briefwechseln zwischen Angst und verschiedensten Parlamentariern und anderen am Museumsstreit beteiligten Persönlichkeiten.

Enttäuschend ist die Ausbeute bei den Jahresberichten des Landesmuseums, des Bernischen Historischen Museums und des Historischen Museums Basel. Ein Separatdruck der «Berne Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde» aus dem Jahr 1994, anlässlich des hundertsten Geburtstags des Berner Historischen Museums, erwähnt die Gründungsgeschichte und den damit verbundenen Streit um den Sitz des Landesmuseums nur gerade auf einer Seite im Vorwort. Nach fünfzig Jahren Landesmuseum rekapituliert Fritz Gysin im Jahresbericht von 1938 «Ziele und Aufgaben des Schweizerischen Landesmuseums», ohne da-

bei die Querelen bei dessen Gründung auch nur zu streifen. Auch zum fünfzigsten Geburtstag des Bernischen Historischen Museums erschien zwar ein Jubiläumsbericht, «50 Jahre Bernisches Historisches Museum», welcher aber auf den ersten Seiten lapidar auf die Gründungsgeschichte von Angst verweist und sich dann mit den notwendigen Modernisierungen der Ausstellungsräume befasst. Ähnlich enttäuschend fällt die Ausbeute beim 1993 erschienenen Essay von Daniela Settelen-Trees aus. «Historisches Museum Basel in der Barfüsserkirche 1894–1994» liefert zwar eine interessante Geschichte des Basler Museums, erwähnt aber die Bewerbung Basels um das Landesmuseum praktisch nur in einem einzigen Satz. Von Unstimmigkeiten bei der Sitzvergabe will sie nichts wissen. Die grosse Masse der Veröffentlichungen, die man zum Thema Landesmuseum findet, widmet sich ohnehin dessen Ausstellungen und geht nie auf die Entstehungsgeschichte ein. Kleinere Arbeiten, wie «Zur Gründung des Schweizerischen Landesmuseums» von Niklaus Loretz, geben wenig her und stützen sich meist nur auf Angst und Durrer ab.

Eine sehr gute, kurze Einführung in das Thema bietet der Artikel von Jürg Haefelin in der «Neuen Zürcher Zeitung» zum hundertsten Jahrestag der Sitzvergabe an Zürich. Sehr viele Informationen, vor allem zu Bern, enthält der Aufsatz von Karl Zimmermann, «Pfahlbauromantik im Bundeshaus», publiziert in der «Berne Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde». Er erläutert darin den Grossteil der im Bundesarchiv vorhandenen Quellen zum Thema, was angesichts der zum Teil recht unleserlichen Handschriften sehr hilfreich ist.

Von einigem Interesse schliesslich waren für mich die Aufzeichnungen in Carl Hiltys politischen Jahrbüchern. Wichtig für das Verständnis des kuriosen, aber damals bahnbrechenden Baustils des Landesmuseums ist André Meyers Arbeit «Museale Architektur am Beispiel des schweizerischen Landesmuseums in Zürich». Im übrigen wird anhand der besprochenen Darstellungen klar, dass sich der Ansatz, auf die Zeitungen als Quelle zur Gründungsgeschichte zurückzugreifen, als der ergiebigste erweist.

1.5. Das politische System der Schweiz vor 100 Jahren³

Im ausgehenden 19. Jahrhundert sah sich das praktisch allein herrschende Bürgertum mit einer neuen politischen Kraft konfrontiert: der Arbeiterschaft. Zur Zeit des Streits um das Landesmuseum, also von etwa 1888 bis 1891, fanden sich die traditionellen bürgerlichen Parteien, Liberale, Demokraten, Radikale und Katholisch-konservative, die sich seit der Wirtschaftskrise Mitte der achtziger Jahre erbittert bekämpften, wiedervereint im Kampf gegen die aufstrebende Arbeiterbewegung.

Ab 1848 herrschte in der Schweiz der Freisinn als politischer Ausdruck der Bürgerlichkeit. In ihm fanden sich liberale, radikale, katholische und demokratische Kräfte. Die Wirtschaftskrise von 1876 war auch eine Krise des politischen Systems. Die sogenannten Ultramontanen, die romtreuen katholischen Kräfte, und das liberale Bürgertum hatten zunehmend Verständigungsprobleme. Nachdem sich Papst Pius IX. 1870 für unfehlbar hatte erklären lassen und sechs Jahre später in seinem «Syllabus errorum» liberales Gedankengut als «Irrlehre» verurteilte, schien man in der Schweiz an der Schwelle eines neuen Kulturkampfes zu stehen. Ein politisch zermürender Kleinkrieg begann. Der fortschrittlich zentralistisch ausgerichtete Freisinn kämpfte mit allen Mitteln gegen den «mittelalterlichen Klerikalismus». Dies führte zum Klosterverbot und dem Verbot der Jesuiten in der Schweiz. Die Katholiken machten ihrerseits zusammen mit anderen föderalistisch-konservativen Kreisen auf Opposition und blockierten mit Hilfe des neu eingeführten Referendums viele dringend notwendige neue Gesetze. Erst Ende der achtziger Jahre gewährten die Liberalen den Katholiken erneut Zugang zur Macht. 1891, im Jahr des Sitzentscheids für das Landesmuseum, wurde nach zähem Ringen der erste katholische Bundesrat, Joseph Zemp, gewählt. Die Aussöhnung zwischen Liberalen und Konservativen drängte sich auf, um der ob dem vorangegangenen Gezänke beinahe vergessenen, erstarkten Arbeiterbewegung geschlossen entgegenzutreten zu können.

Eine ähnliche Bewegung des sich Verfeindens und sich im Angesicht des aufblühenden Sozialismus wieder Verbündens, zeichnete sich zwischen Liberalen und Demokraten ab. Diese beiden bürgerlichen Parteirichtungen teilten sich im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts die politische Macht im Kanton Zürich. Dabei handelte es sich auch um einen Kampf zwischen der demokratischen Stadt Winterthur und dem liberalen Zürich. 1869 fegten die Demokraten die Regierung des Kantons geradezu hinweg. Unter ihrer Herrschaft entstand das Kantonalbankengesetz und das Eisenbahnsubventionengesetz. Die Wirtschaftskrise und das finanzielle Debakel um die Winterthurer Nationalbahn führten 1878 dazu, dass die Liberalen im Kantonsrat erneut eine deutliche Mehrheit erreichten.

Bern war zur Zeit des grossen Streits fest in der Hand der Radikalen, der dritten politischen Färbung des Freisinns. Auf nationaler Ebene schlossen sich 1894 Radikale, Liberale und Demokraten zur FDP, der Freisinnig-Demokratischen Partei zusammen, wie wir sie heute noch kennen. Der fortschrittlich-zentralistische Geist des Freisinns ist die treibende Kraft hinter dem Projekt Landesmuseum, die «Neue Zürcher Zeitung», zumindest in Zürich, ihr Sprachrohr. Politisch gesehen setzten sich dem Freisinn punkto Landesmuseum die Konser-

vativen entgegen. Für deren Vertreter stand fest, dass die Idee des National- oder eben Landesmuseums die föderalistische Tradition der Schweiz mit Füßen trete. Die Ultramontanen, mit Ausnahme der Luzerner, die das schöne Werk gerne für sich gehabt hätten, sahen dem Landesmuseum mit Skepsis entgegen. Die Urschweiz orientierte sich an Luzern, während die vehementeste Ablehnung in den Kantonen Neuenburg, Freiburg und der Waadt, also in der Westschweiz, bestand.

Die Arbeiterbewegung hatte in Sachen Landesmuseum wenig zu sagen. Obwohl sie sich 1878 von den Demokraten abgetrennt hatte, schaffte sie es infolge eines zu profillosen Parteiprogramms nicht, aus deren Schatten zu treten. Die endgültige Trennung fand erst 1898 statt, als man begriff, dass sich die Sozialdemokratie radikaler präsentieren musste, um gegen die noch immer von vielen Arbeitern gewählten Demokraten anzukommen. Die klassischen sozialistischen Feindbilder fehlten in der Schweiz allerdings weitgehend, da man hier keine eindeutige «Bourgeoisie» kannte. Im untersuchten Zeitrahmen heizten die Sozialisten den bürgerlichen Parteien dennoch mächtig ein. Angst machte sich breit, man besann sich auf seine alten Verbündeten, schlichtete so manchen kleinteiligen Streit und fand ab und zu sogar ein Gegengift gegen die aufstrebende neue Bewegung. 1890 fand zum ersten Mal der 1. Mai-Umzug statt. Am 1. August 1891, anlässlich der 600-Jahrfeier der Eidgenossenschaft, antwortete die bürgerliche Seite mit dem Vorschlag, den 1. August als Feiertag zu institutionalisieren. Ein Vorstoss, der sage und schreibe hundert Jahre brauchte, um auf eidgenössischer Ebene seine Verwirklichung zu erleben.

1.6. Das Bürgertum als treibende kulturelle Kraft

Die Bemühungen um ein schweizerisches Nationalmuseum wurden mit einer heute kaum nachvollziehbaren Leidenschaft betrieben. Ein kurzer Einblick ins bürgerliche Kulturverständnis jener Zeit leistet hier wertvolle Dienste. Die Inbrunst, mit der das Unternehmen angegangen wurde, und die Lust, mit der man sich für die Sache engagierte, gründete im kulturellen und vaterländischen Verständnis des Bürgertums. Das Bürgertum war die treibende Kraft in Gesellschaft, Kultur und Politik. «Ohne irgendwelche Zurücksetzung durch aristokratische Kreise standen Industrielle, Kaufleute und Direktoren grosser Unternehmen, Ärzte, Advokaten und weitere Angehörige freier Berufe, hohe Beamte, Professoren der Hoch- und Mittelschulen, Pfarrer sowie vermögende Rentner im ausgehenden 19. Jahrhundert an der Spitze der schweizerischen Gesellschaft.»⁴ Alle am grossen Streit beteiligten Personen, von denen in dieser

Arbeit die Rede ist, von den Bundesden National- und Ständeräten, den Professoren und Kunstfreunden bis hin zu den Verlegern und Redaktoren, sind dieser gesellschaftlichen Schicht zuzuordnen.

Zu den wichtigsten bürgerlichen Identitätsmerkmalen gehört eine einheitliche Einstellung zur Freizeitgestaltung und Kunst. Das Bürgertum kompensiert seine «mangelnde soziale Homogenität durch ideologische Stabilität: Familie, Privateigentum und Vaterland erklären sie zu Grundpfeilern der bürgerlichen Ordnung und für unantastbare, ja heilige Werte»⁵. Als Abgrenzung gegenüber der Arbeiterschaft bietet sich der Genuss von Literatur, Musik und bildender Kunst an. Den Müssiggang als solchen muss man sich ja erst einmal leisten können. Gegen Ende des

19. Jahrhunderts gehörte das obligate Klavier ebenso in die bürgerliche Stube wie die eigene Bibliothek und die passenden Gemälde an den Wänden. Es war die Zeit der Kulturgesellschaften und Vereine. Gesangs-, Musik-, Museums- und Lesegesellschaften schossen wie Pilze aus dem Boden. Und wer etwas auf sich hielt, war Mitglied in einem dieser zum Teil exklusiven Klubs. Die Mitgliedschaft im berühmten Lesezirkel Hottingen, dessen Bedeutung nicht zuletzt in der fortschrittlichen Regelung lag, auch Frauen als Mitglieder aufzunehmen, war ein Prestigesymbol erster Güte und vielleicht vergleichbar mit der Mitgliedschaft in einem Golfklub in der heutigen Zeit. Hier sind auch die Anfänge des Bergsports zu finden. Das Reisen, das Anheuern von kundigen Führern und Trägern, vor allem aber das sich für einige Wochen freimachen können, verhalfen dem Bergsteigen zu einem Image, das es heute längst verloren hat. Als Mitglied des Schweizerischen Alpenclubs durfte man sich getrost zu den oberen Zehntausend zählen.

Das Bürgertum war aber insofern für Aufsteiger offen, als es seine Mitglieder nicht nur nach der Grösse ihres Bankkontos auswählte. Natürlich war ein gewisses Einkommen unerlässlich, um den bürgerlichen Lebensstil zu pflegen.

Ernstler Heirathsantrag.

Ein Jüngling, 25 Jahre alt, gut beleumdet, schönem väterlichen Vermögen, nebst einem jährlichen Einkommen von wenigstens 2000 Fr. (auf Wunsch könnte die Wirtschaft des Vaters übernommen werden) möchte sich mit einer braven Tochter, welche der Haushaltung vorstehen könnte, verehelichen, resp. in Bekanntschaft treten. Vermögen Fr. 8—10,000 erwünscht.

Ernstgemeinte Offerten, wenn möglich mit Photographie wolle man zur Weiterbeförderung unter Chiffre Z N. 30 an die Exped. dieses Blattes richten.

Die standesgemässe Verehelichung war offenbar nicht immer einfach. Inserat aus: «Berner Volkszeitung», Nr. 49, 20. Juni 1891.

Auch ein Vermögen war von Nutzen. Aber das Teilen des bürgerlichen Lebenskodex, derselben Moralvorstellungen, das einheitliche Gesellschaftsbild waren weit wichtiger als Geld allein. Aus diesem Grund fand man neben dem superreichen Seidenfabrikanten auch den Apotheker an der Ecke und den Bahnhofsvorstand in ein und derselben Freizeitgesellschaft vereint. Hier frönte man seinen gemeinsamen kulturellen Leidenschaften. Das übersteigerte bürgerliche Kulturbewusstsein tritt in Texten aus der Zeit eindrücklich zu Tage.

«Die Poesie, die Kunst sollte immer im Festgewand einerschreiten. (...) Die Poesie, die Kunst überhaupt, ist dazu da, den Menschen von den extremen Zeitströmungen abzulenken, damit das wahre Menschtum nicht durch einseitige Entwicklung erdrückt werde. Unsere Kunst sollte demnach dem Materialismus entgegenarbeiten, Materialismus natürlich aufgefasst als Jagd nach materiellen Machtmitteln.»⁶

«Die Freude an der Kunst kann durch häufige Anschauung geweckt werden; durch steten Umgang mit derselben vertieft sich das Verständnis und steigert sich zum höchsten und edelsten Bildungsmittel.»⁷

Gerade Heinrich Angst, der uns in dieser Arbeit noch einige Male begegnen wird, fand in den arrivierten bürgerlichen Kreisen nicht etwa seiner wirtschaftlichen Stellung wegen Gehör und Aufnahme. Der aus bescheidenen Verhältnissen stammende Angst hatte es als erfolgreicher Seidenkaufmann am Zürichsee zu einem stattlichen Vermögen gebracht. Wegen seiner hervorragenden Handelsbeziehungen zu England wurde er Generalkonsul. Seine Ehe mit einer Engländerin, die kinderlos blieb, brachte ihm gesellschaftlich eher Nachteile. Geschätzt wurde er in bürgerlichen Kreisen vor allem seines Kunstverständnisses wegen. Angst hatte schon früh damit begonnen, Keramik und vereinzelt bemalte Scheiben zu sammeln, was ihm bald den Ruf des leidenschaftlichen Sammlers und Kunstkenners eintrug, der er im übrigen auch wirklich war.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts kam das Sammeln von Kunst- und «historischen» Gegenständen, von sogenannten «Alttertümern» stark in Mode. Das wachsende Kunstinteresse brachte die Gründung verschiedener Kunstvereine und Künstlergesellschaften mit sich. Bereits 1787 gründete der Dichter Johann Martin Usteri die Zürcher Künstlergesellschaft, einen kleinen Verein, wo kunstinteressierte Laien aus besseren Kreisen und Künstler aller Art zusammenfanden. 1846 erstellte der Verein ein eigenes kleines Sammlungsgebäude mit einer Galerie, das «Künstlertgut». Die Aktivitäten der Gesellschaft beschränkten sich darauf, ein Forum für private Sammler zu bieten, Ausstellungen zu veranstalten und Dozenten der Hochschulen zu Vortragsreihen einzuladen.

1895 schloss sich die Künstlergesellschaft mit dem ein Jahr zuvor gegründeten Verein «Künstlerhaus Zürich» zusammen. Der Verein strebte die Gründung eines Zürcher Kunsthauses an. Wie umfassend die privaten Sammlungen kunstbegeisterter Bürger zuweilen sein konnten, zeigt das Beispiel Johann Heinrich Landolts⁸. Seine Sammlung von Kupferstichen umfasste bei seinem Tod nicht weniger als 11000 Blätter und kostete den reichen Zürcher Stadtrat gegen Fr. 60000.–, was damals ein Vermögen war⁹. Auch wenn die Bescheidenheit des Bürgerlichen grösste Tugend war und Verschwendung als Laster angesehen wurde, so galt dies nicht für die Kunst. Sie allein diente der Bildung und der Erbauung. Hier konnte sich der reiche Zeitgenosse also voll ausleben und sein Vermögen in Freude und ohne schlechtes Gewissen anlegen oder eben ausgeben. Dabei brachte das Sammeln in angenehmer Weise auch noch die Hebung des sozialen Prestiges mit sich, wenn man sich als Mäzen und Kunstkenner etablieren konnte.

Das Sammeln von Altertümern reflektierte das ästhetische Bewusstsein des Bürgertums und stellte bereits eine Gegenbewegung zu den industriell gefertigten Massenwaren dar. Weil die Güter des täglichen Bedarfs durch maschinelle Produktionsmethoden keinen künstlerischen Wert mehr darstellten, erlebten die alten Sachen, die man auf Dachstöcken, in Klöstern und Burgen fand, eine eigentliche Renaissance. Schlichtes Design alltäglicher Gegenstände wurde mehr und mehr verachtet. Man besann sich auf die Schönheit der Handwerkskunst. Es handelt sich hier um eine gesamteuropäische Erscheinung. Damit einher ging die schon beinahe panische Angst vor dem wirtschaftlichen Nachteil, sollte es nicht gelingen, die «schönen Objekte» der Vorfahren der Gegenwart zu erhalten und ihren Ausverkauf ins Ausland zu stoppen. Diese Überbewertung der sogenannten Altertümer, in denen man das kulturelle Erbe der Handwerkerkunst gefunden zu haben glaubte, mündete in die Gründung diverser Kunstgewerbemuseen. Diese hatten den Zweck, «das inländische Gewerbe zu heben»¹⁰. Die Altertümergebietungen sollten den Handwerkern und Künstlern Ansporn und Vorbild sein im Erlangen des gewerblichen Könnens der Väter. Aus diesem Grund wurde in Bern bereits 1868 eine Muster- und Modellsammlung mit einem beachtlichen Budget von jährlich Fr. 10 000.– eingerichtet. Auch Zürich erhielt 1875 sein eigenes Gewerbemuseum, ebenso Winterthur. Wie hoch man die Vorbildfunktion solcher Museen für Kunst und Gewerbe einschätzte, zeigt das Referat des Berner Regierungsrats Edmund von Steiger anlässlich der Jahresversammlung der «Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft» in Bern. Bereits damals war die Schaffung eines eidgenössischen Gewerbemuseums im Gespräch. Gegen eine derartige Zentralisierung wehrte sich Edmund von Steiger vehement:

«Es fehlt gegenwärtig unserm Handwerker an künstlerischer Ausbildung, an Schönheitssinn, an Geschmack, an Phantasie, an Stil, vielleicht auch da und dort an Geduld und Strebsamkeit, ohne welche keine schöne, geschmackvolle Arbeit zu erstellen möglich ist. (...) Ein Rückgang der Leistungsfähigkeit in Bezug auf das Kunsthandwerk bedeutet nichts Geringeres, als ein Entweichen gleichsam der göttlichen Seele aus dem Leibe des verarbeiteten Stoffes. (...) (Wichtig ist deshalb) die möglichst fleissige Benutzung des Museums, weil hierdurch der Geist der Strebsamkeit im Arbeiter gepflanzt wird, mittelst dessen er dann schon die nöthigen Mittel zu seiner Vervollkommnung finden wird.»¹¹

«Die von Zürich gemachte Anregung, ein schweizerisches Gewerbemuseum mit Wanderausstellungen zu gründen, ist vorläufig gescheitert, nicht überall aus Mangel an Verständniss für die gewerblichen Interessen, sondern zum Theil desshalb, weil einzelne Kantone, z.B. Bern, ihre annoch bescheidenen Hilfsmittel fruchtbringender in einer kantonalen Anstalt verwendet glauben (...).»

Anmerkungen:

- ¹ Bericht des Stadtrats über den Bau des Landesmuseums, in: NZZ, Nr. 330, Abendausgabe, 28. November 1895.
- ² Zur Eröffnungsfeier: «Besuchsordnung und Festlichkeiten am heutigen Freitag», NZZ, Nr. 173, Mittagsausgabe, Beilage, 24. Juni 1898; «Den Eidgenossen zum Gruss», NZZ, Nr. 173, Abendausgabe, 24. Juni 1898; NZZ, Nr. 174, 25. Juni 1898; «Samstagsprogramm zur Eröffnung des Landesmuseums», NZZ, Nr. 174, Beilage, 25. Juni 1898; «Extrabeilage zur Eröffnung des Schweizerischen Landesmuseums in Zürich», NZZ, Nr. 174, Extrablatt, 25. Juni 1898 und «Das Waldfest im Dolderpark», NZZ, Nr. 176, Abendausgabe, 27. Juni 1898.
- ³ Die Ausführungen in diesem Kapitel beruhen zur Hauptsache auf: FRITZSCHE, Bruno und LEMMENMEIER, Max, Auf dem Weg zu einer städtischen Gesellschaft 1870–1918, in: «Geschichte des Kantons Zürich», Bd. 3, S. 158–242.
- ⁴ TANNER, Albert, Arbeitsame Patrioten – wohlanständige Damen. Bürgertum und Bürgerlichkeit in der Schweiz 1830–1914, Zürich 1995, Einleitung, S. 3.
- ⁵ ibd., S. 1.
- ⁶ JAKOB BOSSHART (1862–1924), BAUSTEINE ZU LEBEN UND ZEIT. Zusammengestellt und herausgegeben von Elsa Bosshart-Forrer, Zürich 1929. Zitiert aus: Tanner, Albert, S. 369.
- ⁷ NZZ, Nr. 307, Morgenausgabe, 3. November 1885, Feuilleton, «Zur Frage der Öffnung des Zürcher Künstlergutes für jedermann».
- ⁸ LANDOLT, Johann Heinrich: 1831–1885, aus Zürich. 1857–1879 Mitglied des kleinen Stadtrats, Kantonsrat 1867–1872, hinterlässt der Kunstgesellschaft reiche Vermächtnisse. Seine Frau Sophie ermöglicht den Bau des Zürcher Kunsthauses, indem sie auf die Nutzniessung am Vermächtnis verzichtet.
- ⁹ Vgl. Frick, Johann, Heinrich Landolt. S. 38, zitiert in: TANNER, Albert, S. 381.

- ¹⁰ Titel des Referats von Edmund von Steiger, Regierungsrat in Bern, gehalten 1879 in Bern, siehe unten.
- ¹¹ Dieses und folgendes Zitat: STEIGER VON, Edmund, Die Hebung des inländischen Gewerbes. Referat für die Jahresversammlung der Schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft am 3. September 1879 in Bern, Zürich 1879, S. 7–9.

